BILL BRYSON

Streifzüge durch das Abendland

Buch

Als junger Student eroberte Bill Bryson erstmals Europa. Fast zwanzig Jahre später begibt er sich erneut auf die Reise. Im winterlichen Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, in der Bill Bryson geduldig sechzehn Tage auf das ersehnte Nordlicht wartet, beginnt er seine Streifzüge durch das Abendland. Ob Paris, Brüssel, Kopenhagen, Neapel oder Sofia, keine Stadt ist vor ihm sicher. Sogar das Fürstentum Liechtenstein besichtigt er. Bis er schließlich im heißen Istanbul ankommt, hat er nicht nur unzählige Abenteuer überstanden, sondern auch die verrückten Eigenheiten der verschiedensten Länder kennengelernt. Mit Charme und einer ordentlichen Portion Selbstironie berichtet er von seinen Erfahrungen, die den alten Kontinent plötzlich in ganz neuem Licht erscheinen lassen. Mit »Streifzüge durch das Abendland« liegt endlich wieder Brysons Reisebericht von Europa vor, mit dem er 1991 Furore gemacht hat und der in seinem scharfsichtigen Humor und seiner ironischen Pointiertheit bis heute nichts an Wahrheit und Aktualität eingebüßt hat.

Autor

Bill Bryson wurde 1951 in Des Moines, Iowa, geboren. 1977 ging er nach Großbritannien und schrieb dort mehrere Jahre u. a. für die *Times* und den *Independent*. Mit »Reif für die Insel« gelang Bryson schließlich der weltweite Durchbruch. Seine Bücher wurden in viele Sprachen übersetzt, und auch mit seinen zuletzt erschienenen Reiseberichten »Picknick mit Bären«, »Streiflichter aus Amerika« und »Frühstück mit Kängurus« stürmte Bill Bryson die britischen und amerikanischen Bestsellerlisten. Er lebt mit seiner Familie in Hanover, New Hampshire.

Von Bill Bryson ist bei Goldmann bereits erschienen:

Picknick mit Bären
Reif für die Insel
Streiflichter in Amerika
Frühstück mit Kängurus. Australische Abenteuer

Bill Bryson

Streifzüge durch das Abendland

Europa für Anfänger
und Fortgeschrittene

Aus dem Amerikanischen
von Claudia Holzförster

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel
»Neither Here nor There – Travels in Europe«
im Verlag Martin Secker & Warburg Ltd.

Taschenbuchausgabe September 2001
Copyright © der Originalausgabe 1991
by Bill Bryson
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Wilhelm Goldmann Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House, GmbH
Deutsche Übersetzung mit freundlicher Genehmigung
des Econ Ullstein List Verlages
GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Foto: Premium/Nägele
Satz: Uhl+Massopust, Aalen

AL · Herstellung: Heidrun Nawrot

eISBN 978-3-641-09059-3
www.goldmann-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Inhalt

Nach Norden 7
Hammerfest 28
Oslo 41
Paris 48
Brüssel 67
Belgien 77
Aachen und Köln 94
Amsterdam 111
Hamburg 128
Kopenhagen 140
Göteborg 158
Stockholm 170
Rom 180
Neapel, Sorrent und Capri 196
Florenz 216
Mailand und Como 233
Schweiz 246
Liechtenstein 264
Österreich 274
Sofia 292
Istanbul 307

Nach Norden

Im Winter liegt Hammerfest eine dreißigstündige Busfahrt von Oslo entfernt. Nun stellt man sich natürlich die Frage, warum es im Winter überhaupt jemanden dorthin zieht. Hammerfest ist die nördlichste Stadt Europas und liegt am Rande der Welt, ist so weit von London entfernt, wie London von Tunis, und ein Ort dunkler und brutaler Winter, wo die Sonne im November im Nordpolarmeer versinkt und sich zehn Wochen lang nicht mehr blicken läßt.

Ich wollte das Nordlicht sehen. Außerdem hatte ich schon lange den unbestimmten Wunsch, zu erfahren, wie die Leute in einer so entlegenen und ungastlichen Gegend leben. Zuhause in England, vor einem Glas Whisky und einem Stapel Landkarten, schien dies eine vortreffliche Idee zu sein. Doch als ich mir nun den Weg durch den grauen, spätdezemberlichen Schneematsch von Oslo bahnte, kamen mir die ersten Zweifel.

Der Tag hatte nicht gut angefangen. Ich hatte im Hotel das Frühstück verschlafen und mußte mich in Windeseile in meine Klamotten stürzen. Ich konnte kein Taxi finden, so daß ich meine haarsträubend übergewichtige Tasche acht Häuserblocks durch den Matsch zum Busbahnhof schleppen mußte. Dann hatte ich große Schwierigkeiten, die Angestellten der Kreditkassenbank an der Karl Johans Gate dazu zu bringen, mir genügend Reiseschecks einzulösen, damit ich den Fahrpreis von sage und schreibe 1200 Kronen bezahlen konnte – sie wollten einfach nicht begreifen, daß es sich

bei dem William McGuire Bryson in meinem Paß und dem Bill Bryson auf meinen Reiseschecks um ein und dieselbe Person, nämlich um mich, handelte –, und nun kam ich zwei Minuten vor der Abfahrt des Busses am Bahnhof an, atemlos und schwitzend von der endlosen Mühsal, die mein Schicksal ist, und das Fräulein am Fahrkartenschalter teilte mir mit, daß für mich keine Reservierung vorläge.

»Das ist alles nur ein böser Traum«, sagte ich. »Ich bin noch zu Hause in England und genieße Weihnachten. Reichst du mir den Portwein, Schatz?« Tatsächlich sagte ich: »Da muß ein Fehler vorliegen. Sehen Sie bitte noch einmal nach.«

Sie studierte die Passagierliste. »Nein, Mr. Bryson, Ihr Name ist nicht dabei.«

Aber ich konnte ihn doch sehen, sogar verkehrt herum. »Da steht er doch, der zweite von unten.«

»Nein«, entschied das Mädchen, »da steht Bernt Bjørnson. Das ist ein norwegischer Name.«

»Da steht nicht Bernt Bjørnson. Da steht Bill Bryson. Sehen Sie sich doch die Schleife am y an und die beiden l's. Fräulein, bitte.« Aber sie wollte es nicht begreifen.

»Wenn ich diesen Bus verpasse, wann fährt der nächste?«

»Nächste Woche um dieselbe Zeit.«

Na, fabelhaft.

»Fräulein, glauben Sie mir, da steht Bill Bryson.«

»Nein, das steht da nicht.«

»Hören Sie, ich komme aus England. Ich bringe ein Medikament, das einem Kind das Leben retten kann.« Das kaufte sie mir nicht ab. »Ich möchte mit dem Abteilungsleiter sprechen.«

»Der ist in Stavanger.«

»Mein liebes Fräulein, ich habe telefonisch reserviert. Wenn dieser Bus ohne mich abfährt, werde ich Ihrem Abtei-

lungsleiter einen Brief schreiben, der für den Rest dieses Jahrhunderts einen Schatten auf Ihre berufliche Laufbahn werfen wird.« Davon ließ sie sich offensichtlich nicht beeindrucken. Dann kam mir eine Idee. »Wenn dieser Bernt Bjørnson nicht auftaucht, bekomme ich dann seinen Platz?«

»Sicher.«

Warum komme ich nicht gleich auf so was und erspare mir den ganzen Ärger? »Danke«, sagte ich und zerrte meine Tasche nach draußen.

Dort wartete ein großer Doppeldeckerbus, ähnlich einem amerikanischen Greyhound, doch nur die vordere Hälfte des oberen Teils war mit Sitzplätzen und Fenstern ausgestattet. Der Rest lag hinter einer Aluminiumwand verborgen, die sich wie der Einband eines billigen Science-fiction-Romans mit dem psychedelischen Bildnis einer intergalaktischen Landschaft schmückte. Auf dem Schweif eines Kometen prangten die Worte EXPRESS 2000. Für einen schwindelerregenden Augenblick glaubte ich, der fensterlose hintere Teil beherberge eine Art Schlafsaal, in den uns zur Schlafenszeit eine Stewardeß geleiten würde, um uns aufzufordern, es uns dort bequem zu machen. Ich war bereit, jeden Betrag für diese Annehmlichkeit zu zahlen. Aber ich hatte mich geirrt. Der hintere Teil und der gesamte Bereich unter uns war mit Frachtgut gefüllt. Der Expreß 2000 war nichts anderes als ein Lkw mit ein paar Fahrgästen.

Auf die Minute um 12.00 Uhr mittags fuhren wir ab. Mir wurde schnell klar, daß alles an diesem Bus der Unbequemlichkeit diente. Ich saß neben der Heizung, so daß mein linkes Bein so heiß wurde, daß ich hören konnte, wie die Haare darauf verbrutzelten, während meine oberen Extremitäten der kalten Zugluft ausgesetzt waren. Die Sitze hatte ein Zwerg entworfen, der sich an seinen ausgewachsenen Mit-

menschen rächen wollte; eine andere Erklärung konnte es dafür nicht geben. Der junge Mann vor mir kurbelte seinen Sitz so weit zurück, daß sein Kopf fast in meinem Schoß lag. Er las ein Comic-Heft mit dem Titel *Tommy og Tigern* und hatte ein Gesicht, bei dessen Anblick man begreift, daß Gott Sinn für Humor haben muß. Die Rückenlehne meines eigenen Sitzes stand in einem Winkel, der sofortige und anhaltende Nackenbeschwerden verursachte. An der Seite befand sich ein Hebel, mit dessen Hilfe man sie vermutlich in eine angenehmere Position hätte bringen können, doch wußte ich aus eigener Erfahrung, daß die Lehne zurückgeschnellt wäre und die Kniescheiben der süßen, alten Dame hinter mir zerschmettert hätte, sobald ich ihn auch nur berühren würde. Also ließ ich die Finger davon. Die Frau neben mir, unverkennbar eine Veteranin dieser Art von Polarexpeditionen, packte Unmengen von Zeitschriften, Papiertüchern, Halspastillen, Salben und Bonbons in die Tasche am Sitz vor ihr, rollte sich dann in eine Decke ein und schlief so gut wie ununterbrochen während der ganzen Fahrt.

Wir ließen die sich mehr und mehr ausdehnenden Vororte von Oslo hinter uns und holperten durch das verschneite Zwielicht ins offene Land. In der endlosen Dämmerung wirkten die vereinzelten Dörfer und Bauernhäuser gepflegt und wohlhabend. In den Fenstern jedes Hauses brannten weihnachtliche Lichter. Bald sank ich in diesen nicht unangenehmen Zustand der Geistesträgheit, der mich bei langen Reisen meistens überkommt, und mein Kopf baumelte über meinen Schultern, wie bei jemandem, der die Kontrolle über seine Nackenmuskeln verloren hat und sich daraus überhaupt nichts macht.

Meine Reise hatte begonnen. Ich würde Europa wiedersehen.

Zum ersten Mal kam ich 1972 nach Europa – schmächtig, schüchtern und allein. Damals gingen die einzigen Billigflüge von New York nach Luxemburg, mit Zwischenstop auf dem Keflavik Airport von Reykjavik. Die Flugzeuge hatten ihre besten Jahre längst hinter sich. Gelegentlich fielen Sauerstoffmasken ungebeten aus ihren Fächern über unseren Köpfen und hingen dort, bis eine Stewardeß mit einem Hammer und einer Handvoll Nägel zwischen den Zähnen erschien, um den Fehler zu beheben. Und die Toilettentür sprang auf, wenn man nicht von innen seinen Fuß dagegen stemmte, was alles, was man ansonsten dort zu tun beabsichtigte, zu einer echten Herausforderung werden ließ. Vor allen Dingen waren die Maschinen fürchterlich langsam. Es dauerte anderthalb Wochen, um nach Keflavik zu kommen, einem kleinen, grauen Flughafen in der Mitte eines flachen, grauen Nirgendwo, und weitere anderthalb Wochen, bis man endlich Luxemburg erreicht hatte.

Mit Ausnahme der Crew und zweier leitender Angestellter irgendeiner Heringsfabrik in der ersten Klasse waren ausschließlich Hippies an Bord. Es war, als befände man sich in einem Greyhound Bus auf dem Weg zu einem Folkfestival. Ständig holten Leute Gitarren oder Mandolinen oder Weinflaschen der Marke Thunderbird hervor und knüpften Kontakt zu ihren Nachbarinnen, der zweifellos zu jeder Menge dynamischem Sex an den verschiedensten mediterranen Stränden führen würde.

Die langen, aufregenden Wochen vor dem Abflug habe ich, wie ich gestehen muß, nur mit Hilfe einiger lüsterner Tagträume überstanden, in denen ich mich im allgemeinen an der Seite einer lechzenden, jungen Schönheit wiederfand, die von ihrem Vater gegen ihren Willen auf das »Institut für an Nymphomanie leidende Frauen« in Lausanne geschickt worden war und die sich irgendwo mitten über dem Atlan-

tik an mich wenden und fragen würde: »Verzeihung, aber hätten Sie was dagegen, wenn ich mich eine Weile auf Ihr Gesicht setze?« Tatsächlich erwies sich mein Nachbar dann jedoch als eine unter Akne leidende Bohnenstange mit Buddy-Holly-Brille. In seiner Hemdtasche trug er ein Sortiment von Kugelschreibern in einer Plastikhülle, auf der zu lesen stand GRUBER'S EISENWARENHANDLUNG, FLAGELLATION, OKLAHOMA. WAS SIE BEI UNS NICHT FINDEN, BRAUCHEN SIE AUCH NICHT oder etwas in der Art. An seinem Hals hatte er Furunkel, die wie schlecht verheilte Schußwunden aussahen und penetrant nach Vick VapoRub rochen.

Fast während des gesamten Fluges las er in der Heiligen Schrift, wobei er mit den Fingerspitzen beider Hände jeder Zeile des Textes folgte und die Worte gerade so laut vor sich hin murmelte, daß ich sie in meinem rechten Ohr als leidenschaftliches Geflüster wahrnahm. Ich war auf das Schlimmste gefaßt. Ich weiß nicht, warum religiöse Fanatiker immer unter dem Zwang stehen, jeden bekehren zu müssen, der ihnen über den Weg läuft. Ich laufe auch nicht herum und versuche, aus ihnen Fans von St. Louis Cardinal zu machen. Aber diese Leute lassen keine Gelegenheit aus.

Wenn mich heute jemand von ihnen anspricht, erkläre ich ihm, daß Leute, die zu Hush Puppies weiße Socken tragen und obendrein eine Plakette mit der Aufschrift HI! ICH BIN GUS!, mich nicht einmal dazu bewegen können, aus einem brennenden Auto zu steigen, geschweige denn eine lebenslange Verpflichtung einer Gottheit gegenüber einzugehen, und ich lege ihm nahe, das nächste Mal jemanden zu schikken, der nicht nur intelligenter, sondern auch besser gekleidet ist als er. Aber damals war ich zu wohlerzogen, hörte nur höflich zu und reagierte auf die Beteuerungen, daß Jesus mein Leben zum Guten wenden könnte, mit unverbindli-

chen »Hmmmms«. Irgendwo über dem Atlantik, mir wurden beim Sitzen immer mehr die 200 Kubikzentimeter persönlicher Raum bewußt, wie einem das eben auf langen Flügen so geht, erspähte ich unter dem Sitz vor mir eine Münze. Ich beugte mich vor und griff danach. Als ich mich wieder aufrichtete, bemerkte ich, daß mein Nachbar mich mit diesem unheilverkündenden Blick ansah.

»Hast du Jesus gefunden?« fragte er unvermittelt.

»Oh, nein, es ist eine Münze«, antwortete ich, lehnte mich schnell zurück und gab während der nächsten sechs Stunden vor zu schlafen, wobei ich mich bemühte, sein flehendes Geflüster, Jesus in meinem Herzen Einlaß zu gewähren, zu überhören.

Heimlich sah ich aus dem Fenster und hielt nach Europa Ausschau. Ich kann mich noch gut an den ersten Anblick erinnern. Das Flugzeug fiel aus den Wolken, und unter mir lag plötzlich dieser geheimnisvolle Teppich aus kleinen, grünen Feldern. Dörfer mit Kirchtürmen verteilten sich über die hügelige Landschaft, die aussah wie eine aufgeschüttelte Steppdecke, die sich soeben wieder über ein Bett breitete. In Amerika war ich schon oft geflogen, aber selten hatte ich aus einem Flugzeugfenster mehr gesehen als endlose, goldene Felder, so groß wie Belgien, sich windende Flüsse und schwarze Highways, so dünn wie Bleistiftstriche und so schnurgerade wie straff gespannte Drähte. Und immer schien die Weite fast leer zu sein. Man glaubte, wenn man seine Augen nur genügend anstrengte, könnte man bis nach Los Angeles blicken, selbst wenn man sich über Kansas befand. Doch hier war die Landschaft so perfekt und aufgeräumt wie die Kulisse einer Modelleisenbahn. Alles war so grün, so kompakt, so ordentlich, so bezaubernd, so … europäisch. Ich war hingerissen und bin es noch heute.

Ich hatte einen gelben Rucksack dabei, der so enorm groß

war, daß ich bei der Zollabfertigung halb damit rechnete, gefragt zu werden, »Irgendwas zu verzollen? Zigaretten? Alkohol? Ein totes Pferd?«, und verbrachte den Tag damit, unter seinem Gewicht durch die alten Straßen der Stadt Luxemburg zu torkeln. Ich befand mich in einem Zustand aufgekratzter Benommenheit – eine ungewohnte Mischung aus Aufgeregtheit, Erschöpfung und intensiver optischer Anregung. Alles wirkte so lebendig, so stark konzentriert und neu. Ich fühlte mich wie jemand, der zum ersten Mal ins Freie tritt. Es war alles so anders: die Sprache, das Geld, die Autos, die Nummernschilder der Autos, das Brot, das Essen, die Zeitungen, die Parks, die Menschen. Nie zuvor hatte ich eine Kreuzung mit Zebrastreifen gesehen oder eine Straßenbahn oder einen ungeschnittenen Laib Brot (allein die Möglichkeit wäre mir nie in den Sinn gekommen). Nie zuvor hatte ich gesehen, daß jemand eine Baskenmütze trägt und dennoch ernst genommen wird, daß Leute jeden einzelnen Bestandteil ihres Abendessens in einem anderen Laden kaufen und ihre eigenen Einkaufstaschen mitbringen. Nie zuvor hatte ich gefiederte Fasane und enthäutete Kaninchen im Fenster einer Metzgerei hängen sehen oder einen Schweinekopf, der grinsend auf einem Teller liegt, oder ein Päckchen Gitanes oder den Michelin-Mann. Und die Leute – das waren Luxemburger. Ich weiß nicht, warum mich das so in Erstaunen versetzte, aber das tat es. Immer wieder dachte ich, »Der Mann da drüben, das ist ein Luxemburger. Und das Mädchen auch. Sie haben noch nie von den New York Yankees gehört, und die Titelmelodie von *The Mickey Mouse Club* kennen sie auch nicht. Das hier ist eine andere Welt.« Es war einfach wunderbar.

Am Nachmittag stieß ich auf der Pont Adolphe, hoch über der Schlucht, die sich quer durch die Stadt zieht, auf meinen pickeligen Nachbarn aus dem Flugzeug. Ebenfalls

mit einem riesigen Rucksack auf den Schultern trottete er zurück in Richtung Zentrum. Ich begrüßte ihn wie einen Freund – schließlich war er unter den 300 Millionen Menschen in Europa der einzige, den ich kannte. Meine fieberhafte Aufregung teilte er allerdings nicht.

»Hast du ein Zimmer bekommen?« fragte er finster.

»Nein.«

»Ich kann einfach keins finden. Ich hab schon überall gefragt. Alles ist voll.«

»Wirklich?« Besorgnis legte sich wie ein Schatten über mich. Das könnte zu einem Problem werden. Bis dahin hatte ich mich noch nie in einer Situation befunden, in der ich mich selbst um ein Bett für die Nacht kümmern mußte. Ich bin davon ausgegangen, nur ein kleines Hotel aufsuchen zu müssen, wenn ich die Zeit für gekommen hielt, und damit wäre die Sache erledigt.

»Scheißstadt, Scheiß-Luxemburg«, sagte mein Freund mit überraschender Unverblümtheit und trottete weiter.

Ich fragte in einer Reihe von mehr oder weniger schäbigen Hotels in der Umgebung des Hauptbahnhofs nach einem Zimmer, aber nirgends war etwas frei. Ich ging weiter stadtauswärts und versuchte mein Glück unterwegs in anderen Hotels, aber ohne Erfolg, und es dauerte nicht lange – die Stadt Luxemburg ist nämlich ebenso kompakt wie reizvoll –, und ich stand an einer Landstraße außerhalb der Stadt. Unsicher, wie ich diese kritische Situation bewältigen sollte, beschloß ich spontan, per Anhalter nach Belgien zu fahren. Das war ein größeres Land; vielleicht hätte ich dort mehr Glück. Eine Stunde und vierzig Minuten stand ich am Straßenrand, hielt meinen Daumen in die Luft und sah zu, wie die Autos an mir vorüberschossen und wie sich die Sonne allmählich dem Horizont näherte. Meine Besorgnis drohte in Verzweiflung umzuschlagen. Ich war gerade im Begriff,

auch diesen Plan fallenzulassen – um was zu tun? Ich wußte es nicht –, als ein verbeulter Citroën 2CV hielt.

Ich schleppte meinen Rucksack zum Auto und erblickte auf den Vordersitzen ein junges Paar, das sich zankte. Im ersten Moment kam es mir vor, als hätten sie gar nicht meinetwegen gehalten, sondern weil der Mann der Frau eine knallen wollte – aus den Filmen mit Jean-Paul Belmondo wußte ich, daß das in Europa zu den Gepflogenheiten gehört –, doch dann stieg die Frau aus, durchbohrte mich mit einem wütenden Blick und ließ mich auf den Rücksitz klettern, wo ich mit bis an die Ohren hochgezogenen Knien eingezwängt zwischen Stapeln von Schuhkartons saß.

Der Fahrer war sehr freundlich und sprach gut Englisch. Da der Motor ein Getöse wie ein Rasenmäher machte, konnten wir uns nur schreiend unterhalten. Der Mann rief mir zu, daß er als Vertreter für Schuhe und seine Frau als Bankangestellte in Luxemburg arbeiteten und daß sie direkt hinter der Grenze in Arlon wohnten. Ständig drehte der Mann sich um und ordnete die Kartons auf dem Rücksitz, um mir mehr Platz zu schaffen. Einige Schachteln warf er auf die Hutablage, was für mich alles andere als angenehm war, denn mehr als einmal traf er mich damit am Kopf. Außerdem raste er gleichzeitig einhändig mit 110 Stundenkilometern durch den dichten Verkehr.

Alle paar Sekunden stieß seine Frau einen Schreckensschrei aus, weil das Hinterteil eines Lkws näher und näher rückte und schließlich die Windschutzscheibe ausfüllte, woraufhin der Mann seine Aufmerksamkeit für vielleicht zweieinhalb Sekunden dem Straßenverkehr schenkte, um sie dann erneut meiner Bequemlichkeit zu widmen. Sie regte sich unentwegt über seine Fahrweise auf, aber er tat, als wäre das nur eine ihrer liebenswerten Marotten, und warf mir verschwörerische, ausgesprochen schelmische Blicke zu, als

würden wir beide uns insgeheim über ihr kreischendes Gemecker lustig machen.

Selten war ich mir meines nahenden Todes so gewiß. Der Mann fuhr, als nähmen wir an einem Slalomrennen teil. Die Straße bestand aus drei Fahrbahnen – auch etwas, das ich nie zuvor gesehen hatte. Eine Fahrbahn führte nach Osten, die andere nach Westen, und die mittlere diente als Überholspur für beide Fahrtrichtungen. Mein neuer Freund schien dieses System nicht ganz zu begreifen. Er flitzte auf die mittlere Spur und wirkte aufrichtig erstaunt, dort einen Vierzigtonner auf uns zudonnern zu sehen. War er dem Lkw dann im allerletzten Moment ausgewichen, lehnte er sich aus dem Fenster und rief dem vorbeibrausenden Fahrer Schimpfwörter nach, bis er von seiner Frau und mir kreischend auf die nächste drohende Katastrophe aufmerksam gemacht wurde. Später erfuhr ich, daß Luxemburg die höchste Quote von Verkehrstoten innerhalb Europas aufzuweisen hat, was mich nicht im geringsten wundert.

Nach halbstündiger Fahrt hatten wir Arlon erreicht, eine trostlose Industriestadt, in der alles grau und staubig aussah, sogar die Menschen. Der Mann bestand darauf, daß ich bei ihnen zu Abend aß. Seine Frau und ich protestierten – ich aus Höflichkeit, sie mit unverhohlenem Abscheu –, aber er tat unsere Einwände als weitere liebenswerte Marotten ab, und ehe ich wußte, wie mir geschah, wurde ich eine dunkle Treppe hinaufgeschoben und fand mich in der winzigsten und leersten aller Wohnungen wieder. Sie hatte nur zwei Zimmer – eine Küche, so groß wie ein Kleiderschrank, und einen Mehrzweckraum mit einem Tisch, zwei Stühlen, einem Bett und einem tragbaren Plattenspieler mit nur zwei Platten, die eine von Gene Pitney, die andere von einer englischen Bergwerksblaskapelle. Er fragte mich, welche ich hören wollte. Ich überließ ihm die Wahl.

Er legte Gene Pitney auf, verschwand in der Küche, wo seine Frau ihn mit keifendem Geflüster empfing, und tauchte verlegen mit zwei Gläsern und zwei großen, braunen Flaschen wieder auf. »Nun machen wir es uns gemütlich«, versprach er und goß mir etwas ein, das sich als sehr warmes, helles Bier entpuppte. »Oom«, sagte ich und gab mir Mühe, dankbar zu klingen. Ich wischte mir den Schaum vom Mund und fragte mich, ob ich einen Sprung aus dem zweiten Stock überleben würde. Da saßen wir, tranken Bier und lächelten uns an. Ich überlegte, woran mich das Bier erinnerte, und kam schließlich drauf, daß es einer riesigen Urinprobe ähnelte, vermutlich der eines Elefanten. »Good, yes?« fragte der Belgier.

»Oom«, sagte ich wieder, ohne das Glas an die Lippen zu setzen. Ich war zum ersten Mal von zu Hause fort. Ich befand mich auf einem seltsamen Kontinent, auf dem sie nicht meine Sprache sprechen. Ich hatte soeben 4000 Meilen in einer Kühltruhe mit Flügeln zurückgelegt, ich hatte dreißig Stunden nicht geschlafen, hatte mich neunundzwanzig Stunden nicht gewaschen und saß nun in einer winzigen, spartanischen Wohnung in einer unbekannten Stadt in Belgien und sollte mit zwei sonderbaren Menschen zu Abend essen.

Madame Sonderbar erschien mit drei Tellern. Auf jedem lagen zwei Spiegeleier und sonst nichts. Scheppernd setzte sie die Teller ab. Sie und ich nahmen am Tisch Platz, während sich ihr Mann auf die Bettkante hockte. »Bier und Eier«, sagte ich, »eine interessante Zusammenstellung.«

Das Abendessen dauerte vier Sekunden. »Oom«, sagte ich, wischte mir das Eigelb vom Mund und tätschelte meinen Magen. »Das war ausgezeichnet. Vielen Dank. Aber nun muß ich wirklich gehen.« Madame Sonderbar fixierte mich mit einem Blick, der leidenschaftlichen Haß verriet, doch Monsieur Sonderbar sprang auf die Beine und packte mich

bei den Schultern. »Nein, nein, du mußt dir noch die andere Seite der Platte anhören. Trinken wir noch ein Glas Bier.« Er drehte die Platte um, und schweigend an unseren Gläsern nippend hörten wir zu. Anschließend brachte er mich mit dem Auto ins Stadtzentrum, zu einem kleinen Hotel, das einst bessere Zeiten gesehen haben mochte, das aber nun voller nackter Glühbirnen hing und von einem Mann in einem Unterhemd geführt wurde. Der Mann begleitete mich auf dem langen Marsch eine weitläufige Treppe hinauf und dunkle Korridore entlang, bis er mich in einem geräumigen Zimmer mit nacktem Fußboden allein zurückließ. In der schummrigen Weite des Zimmers erkannte ich einen Stuhl mit einem Handtuch über der Rückenlehne, ein angeschlagenes Waschbecken, einen absurd großen Schrank und ein gewaltiges Eichenbett.

Ich ließ meinen Rucksack fallen und warf mich aufs Bett, die Schuhe noch an den Füßen. Erst dann bemerkte ich, daß sich der Lichtschalter für die Zwanzigwattbirne, die irgendwo im Halbdunkel über mir baumelte, am anderen Ende des Zimmers befand, doch ich war zu erschöpft, um aufzustehen, zu erschöpft, um irgendetwas anderes zu tun, als mir flüchtig die Frage durch den Kopf gehen zu lassen, ob mein frommer Freund aus dem Flugzeug wohl noch immer zimmerlos durch Luxemburg irrte. Vielleicht lag er jetzt zitternd in einem Hauseingang oder auf einer Parkbank, hatte sich einen Pullover nach dem anderen angezogen und sich die Jeans mit ein paar Seiten der *Luxembourger Zeitung* ausgestopft, um sich die Kälte vom Leib zu halten.

»Hoffentlich«, sagte ich, kuschelte mich ins Bett und schlief elf Stunden lang.

Ein paar Tage wanderte ich durch die bewaldeten Berge der Ardennen. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an den Ruck-

sack gewöhnt hatte. Jeden Morgen, wenn ich ihn mir auf die Schultern wuchtete, torkelte ich eine Minute, als hätte mir jemand einen Schlag mit dem Holzhammer versetzt, doch dann fühlte ich mich unglaublich in Form. Es war, als hätte ich einen Kleiderschrank mit in die Ferien genommen. Ich weiß nicht, ob ich mich jemals so zufrieden und lebendig gefühlt habe wie in diesen drei oder vier Tagen im Süden Belgiens. Ich war zwanzig Jahre alt und befand mich in einer im großen und ganzen perfekten Welt. Das Wetter war freundlich und die Landschaft grün, bezaubernd und mit kleinen Bauernhöfen übersät, in deren Nähe sich Gänse und Hühner an den Straßen tummelten, Straßen, über die nur selten ein Auto fuhr.

Alle ein, zwei Stunden kam ich durch ein verschlafenes Dorf, wo zwei alte Männer mit Baskenmützen vor einem Café saßen, Bols tranken und schweigend beobachteten, wie ich näherkam und wieder aus ihrem Blickfeld verschwand. Mein fröhliches »Bonjour!« beantworteten sie mit einem angedeuteten Nicken, und am Abend, wenn ich ein Zimmer in einem kleinen Hotel gefunden hatte und mich in das Café am Ort setzte, um zu lesen und Bier zu trinken, schenkte mir ein ganzes Dutzend Menschen dieses kurze Nicken, das ich in meiner Begeisterung für ein Zeichen der Wertschätzung hielt. Vermutlich wäre mir sogar entgangen, wie sie von mir abgerückt wären, hätte ich mich, ermutigt durch sieben oder acht Jupiler Pils oder Donkle Beer, an einen von ihnen gewandt und mit ruhiger, freundlicher Stimme gesagt »Je m'appelle Guillaume. J'habite Des Moines.«

So verging der Sommer. Vier Monate streifte ich durch den Kontinent, durch Großbritannien und Irland, durch Skandinavien und Deutschland, durch die Schweiz, Österreich und Italien, und staunte still vor mich hin.

Es war ein so glücklicher Sommer, wie ich ihn nie wieder

erlebt habe. Ich habe ihn so sehr genossen, daß ich, kaum daß ich wieder zu Hause war, den Inhalt meines Rucksacks in eine Müllverbrennungsanlage kippte und im nächsten Sommer nach Europa zurückkehrte, diesmal in Begleitung einer Highschool-Bekanntschaft namens Stephen Katz, was ich sehr bald bereuen sollte.

Katz gehörte zu der Sorte von Menschen, die in einem dunklen Hotelzimmer liegen und stundenlang erzählen und erzählen, während man selbst zu schlafen versucht. In anschaulichen, manchmal schier perversen Einzelheiten schilderte er, was er mit verschiedenen Highschool-Nymphchen anstellen würde, wenn man ihn nur ließe. Oder er kündigte mit Worten wie »Hier kommt einer. Bist du bereit?« seine Fürze an und klassifizierte sie nach Lautstärke, Dauer und Wohlgeruch, wie er es nannte. Der einzige Vorteil einer Auslandsreise mit Katz war der, daß man es dem restlichen Amerika ersparte, den Sommer mit ihm verbringen zu müssen.

Er wurde für mich schnell zu einer bloßen Geräuschkulisse, zu einer Person an der anderen Seite des Tisches, die jede Mahlzeit mit dem Ausruf »Was ist *das* für eine Scheiße?« begrüßte, zu einem hyperaktiven Fremden, der sich überall danebenbenahm und sich unerklärlicherweise ständig an meiner Seite befand, wohin ich auch ging. Nach einer Weile hatte ich ihn mehr oder weniger abgeschaltet, und der Sommer wurde fast ebenso angenehm und in gewisser Hinsicht ebenso einsam wie der vorherige.

Seit damals hatte ich fünfzehn der vergangenen siebzehn Jahre in England gelebt, am Rande dieses herrlichen Kontinents, von dem ich in all diesen Jahren kaum etwas zu Gesicht bekam. Ein viertägiger Aufenthalt in Kopenhagen, drei Reisen nach Brüssel, eine kurze Spritztour durch die Niederlande – mehr hatte ich in meinen fünfzehn Jahren als Europäer nicht aufzuweisen. Es war an der Zeit, das zu ändern.

Von vornherein stand für mich fest, daß ich meine Reise am Nordkap beginnen würde, am nördlichsten Punkt des europäischen Festlands, um mich von dort auf den Weg nach Istanbul zu machen. Unterwegs wollte ich möglichst viele von den Orten wiedersehen, die Katz und ich besucht hatten. Ursprünglich hatte ich vor, im Frühling aufzubrechen, doch kurz vor Weihnachten rief ich bei der Universität von Tromsø an, der nördlichsten Universität der Welt und Hochburg der Nordlichtforschung, um in Erfahrung zu bringen, welche Jahreszeit sich am besten eignete, die himmlische Lightshow mitzuerleben. Die Telefonverbindung war so schlecht, daß ich den freundlichen Professor, mit dem ich sprach, kaum verstehen konnte – er hörte sich an, als säße er mitten in einem tosenden Schneesturm, und ich stellte mir vor, wie eine Tür auf- und zuschlug und Schnee in seine morsche, einsame Hütte in der Wildnis wirbelte –, aber ich verstand genug, um daraus entnehmen zu können, daß gerade jetzt, im tiefsten Winter, bevor die Sonne Ende Januar wieder aufgehen würde, der zuverlässigste Zeitpunkt sei. Zufällig standen die Zeichen in diesem Jahr besonders günstig für das Nordlicht – was irgendwie mit der starken Sonnenaktivität zusammenhing –, allerdings war ein klarer Himmel erforderlich, um es sehen zu können, und dessen kann man sich im nördlichen Norwegen nie sicher sein.

»Sie sollten sich mindestens einen Monat Zeit nehmen«, rief mir der Professor zu.

»Einen Monat?« fragte ich erschrocken.

»Mindestens.«

Einen Monat. Einen Monat in der kältesten, dunkelsten, trostlosesten, entlegensten Gegend Europas. Wem ich auch davon erzählte, jedermann fand die Vorstellung äußerst amüsant. Und da saß ich nun in diesem schaukelnden Bus und holperte nach Norden. Es gab kein Zurück mehr.

Kurz nachdem wir Oslo verlassen hatten, stellte ich mit einigem Unbehagen fest, daß niemand im Bus rauchte. Ich konnte kein Verbotsschild entdecken, wollte aber nicht der erste sein, der sich eine ansteckt und dann von jedermann auf norwegisch angepflaumt wird. Ich war mir ziemlich sicher, daß der Mann schräg vor mir, auf der anderen Seite des Ganges, Raucher war – er wirkte sichtlich zerfahren. Noch klarer war der Fall bei dem jungen Mann auf dem Sitz direkt vor mir. Ich habe noch nie einen erwachsenen Leser von Comic-Heften getroffen, der nicht auch eine besondere Vorliebe für Tabak und Tätowierungen gehegt hätte. Ich konsultierte die Expreß 2000-Broschüre, die auf jedem Sitz auslag, und las entsetzt die Worte »tilsammen 2000 km non-stop i 30 timer.

Nie in meinem Leben hatte ich auch nur ein Wort Norwegisch gelernt, aber selbst ich konnte das übersetzen. Zweitausend Kilometer! Nonstop! Dreißig Stunden ohne eine Zigarette! Plötzlich wurden mir all die Unannehmlichkeiten wieder bewußt. Mein Nacken schmerzte. Mein linkes Bein brutzelte wie Speck in der Pfanne. Der junge Mann vor mir hatte seinen Kopf dichter an meinem Schritt als je ein Mann zuvor. Ich mußte mich mit weniger Platz begnügen, als wäre ich in meinen Koffer geklettert und hätte mich per Post nach Hammerfest geschickt. Und nun sollte ich auch noch dreißig Stunden ohne Nikotininfusion überstehen. Das ging über meine Kräfte.

Glücklicherweise war die Lage nicht ganz so dramatisch, wie es den Anschein hatte. An der schwedischen Grenze, etwa zwei Stunden hinter Oslo, hielt der Bus an einer Zollstelle in den Wäldern, und während der Fahrer in der Hütte verschwand, um die Formalitäten zu erledigen, stürzten die meisten Fahrgäste, darunter auch ich und jene beiden Männer, von denen ich es nicht anders erwartet hatte, aus dem Bus, um im kalten Schnee von einem Fuß auf den anderen zu

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Bill Bryson

Streifzüge durch das Abendland
Europa für Anfänger und Fortgeschrittene

eBook
ISBN: 978-3-641-09059-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2012

In diesem 1988 veröffentlichten Buch beschreibt Bill Bryson rückblickend seine Reisen durch Europa als 20jähriger Rucksacktourist. Seine Reise beginnt in der nördlichsten Stadt des Kontinents Hammerfest und endet an der Nordspitze Asiens, in Istanbul. Auf seiner Reise quer durch den europäischen Kontinent stoppt er in Städten wie Oslo, Paris, Brüssel, Aachen, Köln, Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm, Rom, Neapel, Florenz und Mailand. Auch der Schweiz, Österreich, Jugoslawien und der Türkei stattet er einen Besuch ab. Er besucht sogar das Fürstentum Liechtenstein. Mit seinen Sprachkenntnissen, die rein auf Englisch basieren, begegnet er allen Situationen gelassen. Ob er den selbstmörderischen Pariser Motorradfahrern mutig trotzt, sich von Zigeunern ausrauben läßt, der Versuchung widersteht in Deutschland in einem Restaurant Eingeweide und Tieraugen zu bestellen, durch die Sexläden der Reeperbahn bummelt oder sich auf eine Diskussion über seine Hotelrechnung in Kopenhagen einläßt, Bryson sieht sich alle Sehenswürdigkeiten an, seziert mit scharfem Blick die jeweilige Kultur und durchleuchtet jeden Platz und jede Person mit seinen überaus witzigen und sarkastischen Bemerkungen.